

Irene Dölling

Prekarisierung als soziale Praxis – methodologische Konsequenzen einer praxeologischen Forschungsperspektive

(Vortrag im Rahmen des Workshops „(An)Erkennen von prekären Leben. Methodologische Verknüpfungen von praxeologischen und queeren Forschungsperspektiven. Universität Köln, September 2010)

1. Prekarisierungen und die Notwendigkeit einer Praxeologie

Seit einigen Jahren machen zunehmend mehr Menschen die Erfahrung, dass bislang mehr oder weniger selbstverständliche Bedingungen und Zeitregime unsicher, prekär werden, die für sie bzw. ihre Eltern für ihre Lebensplanungen und ihre praktische Lebensführung orientierend und Erfolg versprechend waren. Die Umbruchsszenarien der industriegesellschaftlichen Moderne, die in den 1980er Jahren von Soziologen wie Ulrich Beck oder Anthony Giddens entworfen wurden, sind längst nicht mehr nur Gegenstand eines auf Experten begrenzten Diskurses; die kommunikative Verständigung über globale Veränderungen und ihre Auswirkungen auf die eigenen, konkreten Lebenszusammenhänge, über den Verlust bzw. die Schwächung anerkannter Regeln des Zusammenlebens und das Fehlen neuer ist heutzutage fester Bestandteil des Alltags vieler geworden. Verflüchtigt hat sich die Vorstellung, die Erfahrungen eines radikalen Umbruchs des sozialen Seins, wie sie die Ostdeutschen Anfang der 1990er Jahre machten, wären ein Sonderfall gewesen und ansonsten, wenn die Menschen in den neuen Bundesländern die Anpassung an die für sie neuen Verhältnisse bewältigt hätten, würde es insgesamt so weiter gehen, wie bisher. Längst gehört zum Erfahrungsbestand einer Allgemeinheit, dass sich die Gesellschaft in einem grundlegenden Transformationsprozess befindet, der mehr oder minder auch die konkreten Lebensumstände jedes einzelnen beeinflusst und verändert.

Von SozialwissenschaftlerInnen, insbesondere von SoziologInnen, werden diese Veränderungen mittlerweile in einer Flut von Publikationen beschrieben und analysiert. Sie zeichnen auf einem hohen Verallgemeinerungsgrad und gestützt auf umfangreiche quantitative Daten Entwicklungen nach, die sich im institutionellen und normativen Gefüge moderner Gesellschaften beobachten lassen. Ich möchte zunächst in einem kursorischen Überblick die wichtigsten Stränge dieser sozialwissenschaftlichen Analysen von Prekarisierungsprozessen nachzeichnen und daran die Frage anschließen, weshalb ich eine

praxeologische Forschungsstrategie im Gefüge soziologischer Wissensproduktion für dringend geboten halte.

Arbeits- und IndustriesoziologInnen haben auf gravierende Umbrüche in der Erwerbssphäre bzw. auf dem Arbeitsmarkt aufmerksam gemacht und hierfür den Begriff der Prekarisierung geprägt. Sie belegen, dass seit einiger Zeit das sog. Normalarbeitsverhältnis erodiert, d.h. zurück geht zugunsten von unsicheren, zeitlich befristeten, niedrig bezahlten Arbeitsverhältnissen, die oftmals weder für die unmittelbare Existenzsicherung ausreichen, noch langfristig eine angemessene Altersversorgung ermöglichen. Dazu gehört auch, dass eine wachsende Zahl von Menschen eine durchgehende Berufsbiografie nicht mehr realisieren kann, Phasen von längerer oder kürzerer Arbeitslosigkeit zur „Normalität“ werden. Mit dieser so genannten Flexibilisierung von Beschäftigungsverhältnissen gehen neue Anforderungen an die Arbeitskraft einher. Die auf bestimmte fachliche Fähigkeiten begrenzte Arbeitskraft des Fordismus wird – so die SoziologInnen - zunehmend ersetzt durch einen ‚Arbeitskrafttypus‘, der auf die ganze Person, ihre fachlichen wie sozialen Kompetenzen, ihre Phantasie und Kreativität wie ihr organisatorisches und Zeitmanagement zugreift. Dies zieht nicht nur neuartige Formen von Ausbeutung, insbesondere in Gestalt psychischer Belastungen, nach sich. Auch bisherige klare zeitliche Abgrenzungen zwischen Arbeitszeit und Freizeit, zwischen Arbeitsort und privatem Lebensort werden brüchig und auch zwischen der Zeit, die der Selbstsorge und derjenigen, die der Reproduktion der Arbeitskraft gilt, verschwimmen die Grenzen. Prekär werden also nicht nur Arbeitsverhältnisse, sondern auch bislang praktizierte räumliche und zeitliche Formen der individuellen Lebensführung und damit auch die ihnen entsprechenden Familien- und Geschlechterarrangements. Fordistisch geprägte Arbeitsteilungen (etwa zwischen dem Familienernährer und der (mitarbeitenden, zuverdienenden) Hausfrau werden fragwürdig und mit ihnen bislang gängige Klassifikationen von Männlichkeit und Weiblichkeit. Insbesondere von der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung ist darauf aufmerksam gemacht worden, dass Prekarisierungen nicht auf die Erwerbssphäre beschränkt sind, sondern dass das ganze Gefüge fordistisch geprägter Regulierungen des sozialen Lebens (also die Trias von Arbeitsmarkt, Sozialstaat und Familie) in Bewegung gerät. So wird als eine Folge der ‚Ökonomisierung des Sozialen‘ eine neuartig figurierte Unterordnung der privaten Sphäre, der Belange und Bedürfnisse der familiär regulierten individuellen und generativen Reproduktion unter die Anforderungen an die postfordistische Arbeitskraft, deren flexible Verfügbarkeit und Mobilität konstatiert. Der bisherige institutionalisierte Schutz eines privaten Raums wird brüchig und gleichzeitig bleiben dessen grundlegende Funktionen - also

die Versorgung der Familienmitglieder sowie die Erziehung der Kinder und ihre Klassifikation als re- bzw. unproduktive Tätigkeiten - von den veränderten Konstellationen unberührt. Und zum Teil werden diese Reproduktionsaufgaben an Migrantinnen delegiert, wird die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern lediglich auf eine andere Gruppe von Frauen verschoben. In dieser widersprüchlichen Situation geraten aber auch Normative der hierarchischen Geschlechterordnung mit ihrer symbolischen Gewalt und auf ihrer Basis praktizierte Geschlechterarrangements der fordistischen Moderne unter Druck. Weder ist mit der Entgrenzung von Arbeits- und Lebensort die Klassifikation der privat-häuslichen Sphäre als emotional-weiblicher Raum und Gegenpol zur kalt-rationalen Arbeitswelt noch stimmig – die Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern, die Abstimmung zwischen ihren Bedürfnissen und Zeitplänen, das Organisieren von Gemeinsamkeit verlangen eher rationales Kalkül und Fähigkeit – wie es in der Werbung heißt – zur Führung eines ‚Familienunternehmens‘ (vgl. auch Hochschild 2002). Noch machen bisherige – wenn auch immer nur mit Reibungen funktionierende – ‚Geschlechterrollen‘ für die Betroffenen noch „Sinn“, wenn die Erwerbstätigkeit der ‚Hausfrau‘ längst kein Zuverdienst mehr ist, sondern unverzichtbar für das Familieneinkommen und wenn prekär beschäftigte Männer die Rolle des Familienernährers weder für sich und ihr Selbstverständnis noch für andere mehr glaubwürdig praktizieren können.

Prekarisierungsprozesse haben schließlich auch den Sozialstaat erfasst. Brüchig werden etwa die Grenzen, die der fordistische Sozialstaat mit seinen wohl definierten Kollektiven von Leistungsberechtigten, nicht zuletzt mit seiner Konstruktion des Normalarbeitsverhältnisses gezogen hat, um gegen Risiken des modernen Lebens abzusichern und mit der - durchaus differenzierten und vergeschlechtlichten – Teilhabe aller am „Sozialeigentum“ (vg. Castel 2000) soziale Integration, Anerkennung und Schutz sowie individuelle langfristige Planungssicherheit des eigenen Lebens und das der Familienangehörigen zu gewähren. Mit dem Ausbreiten von Beschäftigungsformen jenseits des Normalarbeitsverhältnisses mit seinen tariflich vereinbarten Einkommen, seinen staatlich regulierten Anrechten auf Alters- und Gesundheitsversorgung oder auch Kreditwürdigkeit etwa wächst der Kreis der Betroffenen, die solche Anrechte nur noch eingeschränkt oder gar nicht erwerben können. Löcherig wird aber auch das Netz sozialer Sicherheit für diejenigen (vor allem weiblichen) Familienangehörigen, die entsprechend dem fordistischen Geschlechterarrangement dem männlichen Normalarbeiter den Rücken frei hielten. Für den fordistischen Sozialstaat, seine Steuerpolitik oder seinen Rechtskomplex ist ihre ‚Anrufung‘ (vgl. Ludwig 2008) z.B. als Hausfrau, als (dazuverdienende) Ehefrau eines Ernährers

charakteristisch, und mit solchen klassifikatorischen Zuordnungen zu Gruppen sozialstaatlicher Leistungen hat der Sozialstaat auch die Geschlechterhierarchie reproduziert. Diese Form der ‚Anrufung‘ gilt in einem ‚modernisierten‘ Sozialstaat, der unter dem Motto der Freiheit auf Eigenverantwortung für Vorsorge und Risikoabsicherung setzt, zunehmend als außer der Zeit. Zeitgemäß ist vielmehr, dass mit dem „unternehmerischen Selbst“ als einer „neuen Figur“ der ‚Anrufung‘ durch den Sozialstaat beide Geschlechter angesprochen werden (vgl. Ludwig 2008, S. 44) und damit fordistische diskriminierende Geschlechtsklassifikationen zumindest auf den ersten Blick obsolet werden. Das schlägt sich aktuell etwa in Reformen des Ehe- und Familienrechtes, dem Ausbau von Kinderbetreuung oder der staatlichen Förderung von Unternehmensgründungen durch Frauen nieder. Gleichzeitig führt das tendenzielle Veralten fordistischer, geschlechtsdifferenzierender ‚Anrufungen‘ aber auch dazu, dass soziale Ungleichheiten qua Geschlecht noch weniger als bisher in ihren strukturellen Ursachen und damit als Gerechtigkeitsproblem zwischen sozialen Gruppen angesprochen werden, sondern als eine Angelegenheit, die die scheinbar geschlechtsneutralen ‚unternehmerischen Selbst‘ z.B. bei der Lösung von Vereinbarkeitsproblemen privat, individualisiert unter sich aushandeln.

Was von den Sozialwissenschaften bisher zu den aktuellen Transformationsprozessen erforscht und auf den Begriff gebracht wurde, ist – das hat sicher schon dieser sehr kursorische Überblick über Prekarisierungen in den verschiedenen Bereichen verdeutlicht – ohne Frage wichtig und unverzichtbar für ein Verstehen dessen, was in der Gesellschaft in Bewegung ist und wovon wir ein Teil sind. Ihre Einsichten und Deutungsvorschläge haben wahrscheinlich - vermittelt und popularisiert über die Medien – auch vielen Einzelnen geholfen, ihre eigenen Erfahrungen in Zusammenhänge zu stellen, die sie von ihrem Platz in der Gesellschaft aus nicht überschauten oder auch dabei, ihre Situation nicht als bloß individuelles Schicksal (und damit eigenes Verschulden) zu begreifen. Dennoch: so sehr soziologische Konstruktionen und Begriffe wie „Subjektivierung der Arbeit“, „Arbeitskraftunternehmer“, „Ökonomisierung des Sozialen“, „Entsicherung“ von bisherigen Formen der Lebensführung oder modernisierte „Anrufungen“ der Subjekte durch den Sozialstaat allgemeine Trends zu beschreiben und zu fassen in der Lage sind – sie sagen nichts aus darüber, wie die Menschen als Akteure in ihren konkreten Handlungsfeldern praktisch mit diesen allgemein gefassten Veränderungen umgehen, in welchen Formen konkreter Zumutungen, Leiden, Herausforderungen oder auch Chancen sie diese erfahren, wie sie sich zu ihnen aktiv in Beziehung setzen, kurz: was sie aus ihnen machen. Mögen sich aus Veränderungen in Technologien, Organisationsformen, Unternehmenskulturen etc.

durchaus berechnete Schlussfolgerungen über neue Anforderungen, Zeitregime usw. ziehen lassen – diese treffen immer auf konkrete AkteurInnen mit einer Geschichte, mit Bedürfnissen und Interessen und erst in diesem ‚Zusammentreffen‘ wird praktisch entschieden, ob und was sich verändert. SoziologInnen laufen durchaus Gefahr, aus allgemeinen Trends – z.B. neuer Anforderungen an die Arbeitskraft – von einem konstruierten Typus „Arbeitskraftunternehmer“ darauf zu schließen, dass die realen Arbeitnehmer sich entsprechend dieser veränderten Anforderungen an die wirtschaftliche Verwertung ihrer ganzen Persönlichkeit tatsächlich, ohne Reibungen bzw. Widersprüche, in Arbeitskraftunternehmer verwandeln (vgl. kritisch dazu Lohr/ Nickel 2005) oder sich der Ökonomisierung des Sozialen mit den Übergriffen auf ihre Zeitregime einfach beugen. So wichtig daher soziologische Trendanalysen institutioneller und normativer Veränderungen sind, so unverzichtbar für ein hinreichendes Verstehen von Transformationen ist zugleich der aufmerksame wissenschaftlich-analytische Blick darauf, wie die AkteurInnen praktisch in diesen Prozessen handeln, welchen Sinn sie den Veränderungen geben und welche habituellen Ressourcen sie dafür aktivieren (können). Mit anderen Worten: wie sie, indem sie sich zu Umbrüchen in ihren Handlungsfeldern, oder, mit Bourdieu gesprochen, zu Strukturen, die „selbst schon in einen Zustand der Fragwürdigkeit und der Krisenhaftigkeit übergegangen sind“ (Bourdieu 2001: 304) praktisch ins Verhältnis setzen, ‚Neues in die Welt‘ bringen. Gerade in Krisenzeiten also, wenn die Selbstverständlichkeit des Abgestimmtseins von objektiven Bedingungen und subjektiven Handlungen bzw. Sinngebungen brüchig wird, ist deshalb für das soziologische Verständnis einer Gesellschaft im Umbruch eine praxeologische Forschungsstrategie unabdingbar.

Systematisch zu untersuchen, wie die soziale Welt im praktischen Handeln von AkteurInnen beständig hervorgebracht, in bestimmten Formaten reproduziert aber eben auch modifiziert/verändert wird, stellt an Sozialwissenschaften/Soziologie allerdings hohe theoretische und methodologische Anforderungen. Pierre Bourdieu hat mit seiner Praxeologie ein soziologisches Angebot vorgelegt, diesen Anforderungen zu entsprechen. Ich möchte im Folgenden zunächst zentrale Aspekte seiner Praxeologie skizzieren.

2. Grundzüge der Praxeologie Pierre Bourdieus

Dass die soziale Welt durch das Handeln von Menschen hervorgebracht und beständig am Leben erhalten wird, ist eine soziologische Binsenweisheit. Auf die Frage allerdings, wie dieses praktische Hervorbringen soziologisch auf den Begriff gebracht werden kann, ohne einer Determiniertheit des Handelns bzw. schlicht der Entscheidungsfreiheit der Subjekte das

Wort zu reden, anders gesagt, wie – nach gängiger soziologischer Terminologie – ‚Struktur‘ und ‚Handeln‘, ‚objektive Bedingungen‘ und ‚subjektiver Faktor‘ konzeptionell ins Verhältnis zu setzen sind: auf diese Frage werden in der Soziologie höchst unterschiedliche Antworten gegeben. Bourdieu grenzt sich mit seiner Antwort ab zum einen von strukturalistischen bzw. struktur-funktionalistischen Konzepten, in denen die Akteure als Ausführende, als „bloße Träger der Struktur“ (Bourdieu 1985: 154) konstruiert werden. Und er grenzt sich zum anderen ab von phänomenologischen Konzepten wie der Ethnomethodologie. Letztere Konzepte lassen sich zwar mit großer Intensität auf die Analyse dessen ein, wie Menschen praktisch, in ihren unmittelbaren Interaktionen die soziale Welt hervorbringen – und deshalb kritisiert Bourdieu sie nicht im Ansatz so scharf wie den Strukturalismus -, aber ihre konzeptionellen Grenzen liegen aus seiner Sicht darin, dass sie sich nicht „die Mittel (...) verschaffen“ (Bourdieu 2001: 188) zu erklären, woher die Klassifikationen, die Denk- und Wahrnehmungsmuster kommen, mit denen die Akteure ihr soziales Dasein in seiner Regelmäßigkeit und Selbstverständlichkeit praktisch herstellen. Bourdieus Anliegen ist es, eine materialistische Theorie zu konstruieren, die der „’tätige(n) Seite‘ der praktischen Erkenntnis“ (2001:175) hinreichend Beachtung schenkt. Das ist für ihn eine Theorie, die den Akteuren eine „generierende und einigende, konstruierende und einteilende Macht“ (ebd.) zubilligt und diese Macht zugleich als eine „sozial geschaffene Fähigkeit“ begreift, „die soziale Wirklichkeit zu schaffen“. Der Begriff des *Habitus* ist für ihn das Erkenntnismittel, dieser Macht der AkteurInnen auf die Spur zu kommen und damit der Praxis „eine aktive schöpferische Dimension“ (1985: 152) zu geben, d.h. diese weder als Objekt zu behandeln, noch sie auf „gelebte Erfahrung zu reduzieren“ (1979: 143). Deshalb ist für ihn der Begriff des *Feldes* konzeptionell unverzichtbar, weil nur er erlaubt, angemessen in den Blick nehmen, dass der *Habitus* als Macht der AkteurInnen, ‚die soziale Welt zu schaffen‘, eine soziale Fähigkeit ist, die eine kollektive und eine individuelle historische Genese und eine Herrschaftsdimension hat.

Für Bourdieu sind weder ‚objektive Strukturen‘ noch das unmittelbare, situationsgebundene Handeln der AkteurInnen der zentrale Punkt seiner Praxeologie, sondern das Verständnis der Logik der Praxis, also des *modus operandi*, der es Menschen ermöglicht, in der Vielfalt und jeweiligen Besonderheit tausendfacher alltäglicher Handlungen, in Beziehung zu oder in Kooperation mit anderen sinnvoll, mit einer gewissen Regelmäßigkeit zu agieren und dabei – ohne dass dies individuelles Handlungsziel ist – das zu reproduzieren, was allgemein ‚die Gesellschaft‘ oder auch die Strukturen der sozialen Welt genannt wird. Diese Logik der Praxis erschließt sich für Bourdieu durch den *Habitus*, den er kennzeichnet als „System

dauerhafter und übertragbarer Dispositionen“ (1987: 98), von Klassifikationen, Wertungs- und Deutungsschemata, die im praktischen Handeln als Orientierung und als „Organisationsprinzip“ (1985: 152) wirksam werden. Diese Kennzeichnung des Habitus klingt möglicherweise sehr kognitiv, worauf Bourdieu jedoch vor allem hinaus will – so jedenfalls meine Lesart – ist die Besonderheit des Habitus, die darin liegt, *körperliche Erkenntnis* zu sein, die ein „praktisches Erfassen der Welt“ sichert, es ist ein *Gewohnheitssinn*, der sich durch das praktische Bewegen des physischen Körpers in einem sozialen Raum/Feld(ern) herausbildet und ermöglicht, aus einer Situation heraus ihre Bedeutung zu erfassen und angemessen zu reagieren. D.h., Hervorbringen und Verändern sozialer Wirklichkeit ist vor allem als körperlich-praktische Aktion zu verstehen. In körperlich-praktischen Aktionen laufen die Erfahrungen der Menschen mit den sozialen Bedingungen, auf die sich diese Erfahrungen beziehen und in denen Ungleichheiten, Hierarchien ‚objektiviert‘ sind, zusammen. Es ist daher nicht abwegig, von ‚praktischer Intersektionalität‘ (Dölling/Krais 2007: 22) zu sprechen, die von den AkteurInnen beständig produziert, praktisch, mit dem Erfahrungs- und Deutungshintergrund der Klassifikationen des ‚gesunden Menschenverstandes‘ gelebt wird.

Der praktische Sinn, so Bourdieu weiter, zeichnet sich durch eine „Logik in actu“ ((Bourdieu 2001: 182) aus, er ist ein praktisches Verstehen, das eine besondere material-körperliche Existenz hat - der physische Körper ist durch Inkorporierung der herrschenden Klassifikationen immer schon ein gewordener, ein sozialer Körper und mit ihrer Einverleibung erlangen die sozialen Klassifikationen eine quasi natürliche, doxische, d.h. selbstverständliche, tendenziell unhinterfragbare und in der Regel in der praktischen Anwendung nicht hinterfragte Qualität. Es ist diese besondere Materialität des praktischen Sinns, die Bourdieu veranlasst hat, in Anlehnung an Leibniz davon zu sprechen, dass drei Viertel der menschlichen Handlungen empirisch, d.h. unreflektiert, quasi ‚automatisch‘ ablaufen. „Demzufolge“, so Bourdieu, „ist der Akteur nie ganz Subjekt seiner Praxis“ (2001: 178). Überhaupt ist der Habitus keine – einmal in der Sozialisation einverleibte – ‚Gegebenheit‘; er konstituiert sich immer erneut und in Anpassung an sich verändernde soziale Bedingungen im praktischen Tun, er ist daher – in Grenzen – offen.

Dennoch sind die Akteure für Bourdieu keine - mit Harold Garfinkel gesprochen - ‚*judgmental dopes*‘, keine „Trottel ohne Urteilskraft“, die quasi blind, reflexhaft und unveränderlich mittels ihrer Habitus die gegebene Ordnung der sozialen Welt reproduzieren. Der Habitus ist eben gerade nicht durch die soziale Realität, auf die er ausgerichtet ist und in deren Grenzen er nur seine Kraft entfalten kann, determiniert – obwohl Resultat der

Einverleibung von Visions- und Divisionsprinzipien, die selbst Objektivierung kollektiver praktischer Erfahrungen sind. Vielmehr besteht zwischen den „zwei Existenzweisen“ (Bourdieu 1985: 69) des Sozialen das Verhältnis der Homologie, der Entsprechung, so dass „zwischen diesen beiden Verwirklichungsformen der Geschichte eine Beziehung fast magischer Teilhabe“ (2001:193) entsteht. Aber der Habitus weist – eben dank seiner spezifischen material-körperlichen Existenz – auch eine Eigenlogik und Dynamik gegenüber den sozialen Bedingungen, den geschichtlichen Zusammenhängen, in deren Grenzen er sich bildet auf – und darin liegen die Potenzialitäten für Veränderungen im praktischen Handeln. Zum einen sind die inkorporierten Visions- und Divisionsprinzipien durch eine Logik des Ungefähren und Verschwommenen gekennzeichnet, d.h. die Klassifikationen, die von den Akteuren zur Deutung und Gestaltung einer Situation eingesetzt werden, sind variabel und inkonsistent, sie passen sich, eben weil sie keine eindeutigen Festlegungen zwischen Dingen und Deutungen sind, aktiv den jeweiligen Situationen an und können potenziellen Antizipationen Raum geben. Bourdieu hat insbesondere in seinen späteren Arbeiten, etwa den „Meditationen“ betont, dass gerade in modernen Gesellschaften, die den AkteurInnen ein Handeln in verschiedenen sozialen Feldern mit unterschiedlichen, z.T. widersprüchlichen Anforderungen und Regulierungen abverlangen, ihre Habitus durch Widersprüchlichkeiten, durch Zerrissenheit oder Gespaltenheit gekennzeichnet sind. Da die Felder, in denen die Menschen agieren, in einem beständigen Wandel begriffen sind, sind auch „die Dispositionen (...) einer Art ständiger Revision unterworfen (...), die aber niemals radikal ist, da sie sich auf der Grundlage von Voraussetzungen vollzieht, die im früheren Zustand verankert sind“ (2001: 207). In Zeiten grundlegender Umbrüche der Regulierungen und Institutionalisierungen moderner Gesellschaften, wie wir sie gegenwärtig beobachten, werden diese Möglichkeiten des Habitus zu beständiger Revision in besonderer Weise herausgefordert. Die praktische Erfahrung, dass bislang weitgehend selbstverständliche Formen der Sinngebung und Gestaltung der alltäglichen Lebensführung nicht mehr ‚passen‘ zu den neuen Anforderungen, Herausforderungen und Zumutungen, kann sowohl Resignation bewirken (wie Bourdieu das für die Kabylen im Algerien der 1950er Jahre beschrieben hat, die, aus ihren ‚traditionellen‘ Lebenszusammenhängen gerissen, über keine habituellen Ressourcen verfügten, mit den Anforderungen kapitalistischer Lohnarbeit und städtischen Lebens zurecht zu kommen – Bourdieu 2000, oder wie das Heinz Bude für Teile der heute ‚überflüssig‘ Gemachten konstatiert – Bude 2008). Die praktische Erfahrung des Nicht-mehr-Passens kann aber auch dazu führen, dass AkteurInnen Aspekte ihrer Habitus, die bislang eher im Dunkel blieben, die als Ressource nicht ‚abgerufen‘ wurden, ins Spiel bringen. Diese können Gestaltungskraft in

dem Sinne entwickeln, dass sie es den Agierenden ermöglichen, durch Modifikation/Veränderung ihrer Sicht ‚auf die Welt‘ Bedingungen aufzusuchen bzw. zu formen, die ihren Habitus entgegen kommen. Bourdieu wird nicht müde zu betonen, dass der Habitus eine generative und „kreative Kapazität“ (1996:154) aufweist, dass Handeln nicht einfach unter dem Druck sozialer Bedingungen und Zwänge zustande kommt, sondern der Habitus von ihnen „affiziert“ (Bourdieu 2001: 190) sein muss in Form von „Leidenschaften oder Gefühlen“, von „körperliche(n) Emotionen“ (Bourdieu 2005: 72).

In der Aktivität und Potenzialität des Habitus liegen für Bourdieu die Quellen für Veränderungen in der sozialen Welt; zugleich liegt für ihn im Habitus aber auch der Schlüssel zur soziologischen Erklärung des Faktums, dass sich „die bestehende Ordnung mit ihren Herrschaftsverhältnissen (...) letzten Endes mit solcher Mühelosigkeit erhält und dass die unerträglichsten Lebensbedingungen so häufig als akzeptabel und sogar natürlich erscheinen“ (Bourdieu 2005: 7).

Um diesen scheinbaren Widerspruch aufzulösen, ist es notwendig, den zweiten zentralen Begriff in Bourdieus Praxeologie ins Spiel zu bringen – den Begriff des Feldes. Beide - Habitus und Feld - stehen in Relation zueinander, nur indem sie zueinander ins Verhältnis gesetzt werden, können sie ihre soziologische Erklärungskraft entfalten.

AkteurInnen bilden ihre Habitus, ihre ‚soziale Fähigkeit‘, eine soziale Welt zu schaffen, durch Agieren in konkreten sozialen Feldern aus. Unter einem sozialen Feld versteht Bourdieu ein Netz von objektiven Relationen zwischen unterschiedlich, in der Regel hierarchisch positionierten Akteuren, die über differente Ressourcen an ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital verfügen und daher mit unterschiedlichen Potenzialen in die beständigen Auseinandersetzungen um Positionen, um Entscheidungs-, Gestaltungs- und Deutungsmacht eingreifen können. Indem die Akteure sich von den in den jeweiligen Feldern geltenden Spielregeln affizieren lassen, sie als Visions- und Divisionsprinzipien in ihren praktischen Sinn inkorporieren, bilden sie mit diesem „geschichtlich erworbenen Habitus“ (2001: 193) auch den Sinn für den eigenen Platz in diesem Netzwerk (im weiteren Sinne: im sozialen Raum) aus. Damit kann nicht nur die beinahe wundersame Übereinstimmung, die Homologie zwischen der ‚objektiven‘, geschichtlich gewordenen Existenzweise des Sozialen und der „zum Körper gewordenen“ Geschichte (Bourdieu 2001: 193) erklärt werden, sondern auch, weshalb auch diejenigen (Bourdieu nennt sie die Beherrschten), die sozial benachteiligt oder diskriminiert werden, der „Welt“, so wie sie ist, im Wesentlichen zustimmen. Denn die Klassifikationen, die Herrschende und Beherrschte gleichermaßen teilen und die den Anschein erwecken, universelle und natürlich gegebene (z.B. zwischen Mann und Frau) zu

sein, setzen „die besondere Sicht der Herrschenden“ (2001:223) als allgemein gültige durch. Der „gemeine Menschenverstand“ ist, so Bourdieu, „der einzig wirklich gemeinsame Ort“ (Bourdieu 2001: 123), an dem alle zusammenkommen, „eine gemeinsame Ebene finden können“ (ebd.). Seine von allen geteilten Klassifikationen ermöglichen „die Übereinstimmung in der Nichtübereinstimmung zwischen Akteuren (...), die entgegengesetzte Positionen einnehmen“ (ebd.: 124). Sie sind für Bourdieu deshalb eine der stabilsten Formen zur Sicherung von Herrschaft. Das Netz homologer Klassifikationen, die es ermöglichen, in immer neuen Varianten und Kombinationen die soziale Welt bzw. konkrete Situationen als hierarchisch gegliedert, in ‚oben‘ und ‚unten‘, andere in ihrem Verhalten als geschmackvoll und grob, gebildet und ungebildet usw. wahrzunehmen und als sinnvoll zu deuten, bewirkt, dass die sozial geteilte Welt als eine natürlich geteilte erscheint. Die Klassifikationen legen durch die „sanfte Gewalt“ (1997b), mit der sie ihre Alle ergreifenden Wirkungen entfalten, auch den Benachteiligten nahe, die gegebenen Verhältnisse als selbstverständlich, unveränderlich, naturgegeben usw. zu akzeptieren.

Methodologisch ermöglicht Bourdieus Praxeologie – dies soll zunächst einmal zusammenfassend festgehalten werden – mit dem Habitusbegriff die praktisch handelnden AkteurInnen als Erzeuger und Beweger der sozialen Welt wissenschaftlich in den Blick zu nehmen, indem der spezifischen Logik der Praxis Rechnung getragen wird. In der Eigenart des Habitus ist die soziale Fähigkeit der beständigen (tendenziellen) Reproduktion der sozialen Welt begründet, aber auch seine Potenzialität, zur Modifikation bzw. Veränderung. Diese praxeologische Orientierung bleibt allerdings allgemein-abstrakt, wenn sie nicht mit einer konsequenten Historisierung, mit der Genese sowohl kollektiver Klassifikationen als auch der gewordenen individuellen Habitus verknüpft und die jeweiligen Weisen des Vergessens dieser individuellen und kollektiven Geschichte rekonstruiert werden. Und das bedeutet, die AkteurInnen immer schon als sozial unterschiedlich Positionierte zu verstehen, zu analysieren, unter welchen Bedingungen, in welchen Feldern und abhängig von der Position, die sie darin einnehmen, sie welche Habitus ausbilden können, welche Grenzen in der Wahrnehmung und Deutung der Welt ihnen durch diese Positionierungen in den jeweiligen Figurationen und Machtverhältnissen der Felder gesetzt sind, welche Art von Reflexions- und Kritikfähigkeit sie entsprechend ausbilden können und ob sie für eine symbolische Revolution in ihren Köpfen interessierbar sind. Will man mit einer praxeologischen Forschungsstrategie untersuchen, wie AkteurInnen mit einer oder mehreren Formen von Prekarisierung praktisch umgehen, ob und welche Öffnungen für Veränderungen sich ausmachen lassen und ob die Betroffenen sie wahrnehmen, ist es allerdings mit einem

Wissen um die reproduzierende wie kreative Potenz des Habitus und einer möglichst differenzierten Feldbeschreibung noch nicht getan. Der praxeologische Ansatz impliziert weitere methodologische Konsequenzen, auf die ich im Folgenden zu sprechen komme.

3. Methodologische Konsequenzen einer praxeologischen Forschungsperspektive

1. In hoch differenzierten Gesellschaften wie der unseren werden verschiedene Arten von Wissen produziert. Idealtypisch lassen sich drei Formen von Wissen unterscheiden: das ist zum ersten das Erfahrungswissen des Alltags- oder ‚gemeinen‘ Menschenverstandes, zum zweiten das wissenschaftliche Wissen, das in relativer Distanz zum praktischen Handeln gewonnen wird, sowie drittens das ExpertInnen-Wissen, in dem wissenschaftliches Wissen für andere, für eine spezifische Praxis in jeweiligen konkreten Feldern reformuliert und neu konzipiert wird (vgl. Dölling 2005; Wetterer 2009). Ein Ergebnis der universellen Wirkungsmacht hierarchisierender Klassifikationen in modernen Gesellschaften ist, dass auch eine Rangfolge dieser Wissensformen als mehr oder weniger selbstverständlich angenommen wird – und dies nicht nur im Alltagsverstand, sondern durchaus auch in wissenschaftlichen Konzepten. Rationalität, Reflexivität, ein bewusstes Erkennen und Verstehen der Zusammenhänge der sozialen Welt wird als Privileg wissenschaftlicher Wissensproduktion und als höher stehende Erkenntnis angesehen, demgegenüber wird das in praktischer Erfahrung gegründete Alltagswissen gering geschätzt, abgewertet, und ihm wird Reflexivität in der Regel abgesprochen. Das führt in soziologischen Theorien des Öfteren dazu, dass das Alltagswissen als defizitär konstruiert wird und zudem bestimmte Formen des praktischen Wissens – die, mit Bourdieu gesprochen, habituell einverleibt sind, eine körperliche, vorsprachliche Existenz haben, gar nicht erst in den wissenschaftlichen Blick geraten. AkteurInnen werden dementsprechend aus einer solchen Perspektive als ‚judgmental dopes‘ konstruiert, die nicht selten nur über ‚falsches Bewußtsein‘ verfügen und im Widerspruch zu ihren eigenen Interessen handeln. Folgerichtig müssen sie, um diese Situation zu ändern, von denen, die es besser wissen, also den ExpertInnen und vor allem den WissenschaftlerInnen – belehrt und zu einem den wissenschaftlichen Erkenntnissen adäquaten Bewusstsein gebracht werden. Für eine praxeologische Forschungsstrategie nun, die den AkteurInnen die Macht, die soziale Fähigkeit zuspricht, die soziale Wirklichkeit hervorzubringen und zu verändern und die der Logik der Praxis angemessen Rechnung trägt, ist methodologisch eine solche hierarchisierende Konstruktion nicht akzeptabel. Sie muss vielmehr konsequenterweise von einem „methodologischen Egalitarismus“ (Celikates 2009: 182) ausgehen, also von der

Gleichrangigkeit aller Wissensformen. Alltagswissen, praktischer Sinn ist demnach nicht geringerwertig als wissenschaftliches Wissen, es ist zunächst und vor allem ein anderes Wissen. Dieses Anderssein und die qualitative Differenz zwischen den verschiedenen Wissensformen anzuerkennen, heißt methodologisch als erstes, die Qualität und Wirkung praktischer Wissensformen strikt bezogen auf die sozialen Kontexte bzw. Praxen, in denen sie sich bewähren und für die Agierenden Sinn machen, zu bestimmen und nicht etwa im Vergleich zu wissenschaftlichen Erkenntnissen, die in anderen sozialen Kontexten produziert werden und Anerkennung finden. Das schließt des Weiteren ein, abstrakte Gegensätze - z.B. zwischen rationalem wissenschaftlichen und unreflektiertem alltäglichem Wissen - begrifflich zu vermeiden und vielmehr das Anderssein praktischer Reflexivität, die andere Weise, wie in alltäglichen kommunikativen Situationen, mit ‚gemeinem‘ Menschenverstand und durchaus nicht kritiklos und mit einem spezifischen Scharfblick eine Verständigung über das soziale Geschehen, die eigene Situation, stattfindet, anzuerkennen und dieses Wissen nicht unvermittelt einem Vergleich mit der anderen Qualität wissenschaftlicher Erkenntnisse auszusetzen. Um ein Beispiel aus einem eigenen Forschungsprojekt anzuführen(vgl. Andresen/Dölling/Kimmerle 2003): Führungskräfte in einer kommunalen Verwaltung haben in Interviews mit WissenschaftlerInnen, die zugleich ExpertInnen der Frauen- und Geschlechterforschung sind, einerseits ein aus der Wissenschaft stammendes Wissen über die historische Gewordenheit aktueller geschlechtlicher Arbeitsteilungen und Geschlechterrollen erkennen lassen und eine ‚Naturgegebenheit‘ sozialer Unterschiede zwischen Männern und Frauen abgelehnt. Andererseits und zugleich haben sie, wenn es um die Arbeitsorganisation in ihrer Institution und die Verteilung von Funktionen bzw. um eine aktive Unterstützung von Gleichstellungspolitik geht, ganz selbstverständlich auf naturalisierende Geschlechterstereotype zurückgegriffen, um die ungleiche Positionierung von Männern und Frauen in ihrem Amt als legitim zu begründen. Diese Widersprüchlichkeit kann nun nicht durch einen Mangel an Reflexivität dieser hoch qualifizierten Führungskräfte erklärt werden, dem durch Aufklärung, Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse über die Wirkung vergeschlechtlichender Klassifikationen in allen sozialen Zusammenhängen z.B. in einem zweitägigen ‚Gender-Training‘ beizukommen wäre. Methodologisch zu beachten wäre vielmehr, dass Wissen in unterschiedlicher Weise in den verschiedenen Feldern und ihren jeweiligen Machtkonstellationen handlungsrelevant ist und sein differenzierter und kontext- und situationsgebundener Einsatz für die AkteurInnen entsprechend ihrer Positionierung und ihrer künftigen Perspektive in diesen Kontexten durchaus Sinn macht. Das hieße, zu berücksichtigen, dass es Felder und Positionen in ihnen gibt, in denen z.B. wissenschaftliches

Wissen für ein sinnvolles und erfolgreiches Handeln für die AkteurInnen keine Bedeutung besitzt, irrelevant ist. Oder mit Angelika Wetterer gesprochen: Wir haben es bei den unterschiedenen Wissensformen „mit konkurrierenden Wirklichkeitskonstruktionen (zu tun) , die sich eben in dem Maß und eben der Weise voneinander unterscheiden wie die Formen sozialer Praxis, die sie ermöglichen und in deren Rahmen sie ihrerseits generiert und produktiv werden“ (Wetterer 2009: 48).

2. ‚Methodologischer Egalitarismus‘, der von der Gleichrangigkeit wie qualitativen Differenz der verschiedenen Wissensformen ausgeht, impliziert für eine praxeologische Forschungsstrategie, nicht nur der Besonderheit der praktischen Logik Rechnung zu tragen, sondern auch, auf das Genaueste nach den sozialen Bedingungen zu fragen, unter denen AkteurInnen welche Formen von Wissen und Reflexivität ausbilden und als handlungsrelevant in ihrem Agieren in den verschiedenen Feldern einsetzen können. Meines Erachtens hat Bourdieus Forderung nach einer konsequenten Historisierung der kollektiven und individuellen Genese des Habitus weit reichende methodologische Folgerungen. Indem er den Habitus als Ergebnis und Movens des Handelns von immer bereits sozial positionierten AkteurInnen in ihnen zugänglichen Feldern versteht, ist auch dessen Potenzial an ‚kreativer Kapazität‘ und an Reflexivität ein sozial und historisch bestimmtes. Es ist eben nicht eine anthropologische Fähigkeit, soziale Welt zu schaffen und zu verändern, die durch soziale Bedingungen verschüttet bzw. zu ‚falschem Bewusstsein‘ verkrüppelt wird, aber durch eine ‚symbolische Revolution‘ und durch Aufklärung wieder ihre vollen Möglichkeiten erlangen könnte, sondern die geschichtlich gewordenen Habitus der sozial positionierten AkteurInnen ermöglichen immer nur in einem bestimmten, d.h. auch begrenzenden Maße eine aktive Stellungnahme zu den für sie relevanten Bedingungen. Damit werden die Akteure in praxeologischer Perspektive keineswegs zu ‚Trotteln ohne Urteilskraft‘ degradiert, denen die Fähigkeit zu praktisch veränderndem Handeln abgesprochen oder als defizitär bewertet wird. Im Gegenteil: erst mit einer solchen historisierenden Konstruktion der AkteurInnen, die an eine höchst anspruchsvolle Analyse des sozialen Raums mit seinen Feldern, mit jeweiligen Kräfteverhältnissen und Herrschaftszusammenhängen gebunden ist, kann angemessen erforscht werden, im Rahmen welcher Grenzen AkteurInnen die schöpferische Kapazität ihrer Habitus in der Auseinandersetzung mit prekär werdenden Bedingungen aktivieren (können), können illusionäre Erwartungen seitens der Wissenschaft (oder auch der Politik) an Veränderungswille und –macht praktischer handelnder AkteurInnen vermieden werden. Susanne Völker hat die Tragfähigkeit dieser methodologischen Entscheidung in ihren

Untersuchungen, wie im Einzelhandel beschäftigte Männer und Frauen mit ihren prekären Beschäftigungsverhältnissen und den Unsicherungen in bisherigen Formen und Regeln ihrer Lebensführung umgehen, welche Deutungen sie dafür entwickeln, überzeugend nachgewiesen (vgl. Völker 2006, 2007, 2008, 2010). Sie hat anschaulich vor Augen geführt, dass und wie AkteurInnen in den Grenzen ihrer geschichtlich gewordenen Habitus Potenziale für eine veränderte/modifizierte Wahrnehmung und Sinnggebung ihrer Situation freisetzen, indem sie z.B. in den Grenzen des zweigeschlechtlichen Klassifizierens, in praktisch-reflektierendem Umgang mit dem von ihnen bis dato akzeptierten Modell des Familienernährers Verschiebungen in ihren bisherigen Deutungen vornehmen, Neues zu Bekanntem und Gewohntem in Beziehung setzen und beides miteinander verknüpfen. Das ermöglicht ihnen, halbwegs erfolgreich Geschlechterarrangements zu praktizieren, in denen die bisherige Ordnung so ziemlich auf den Kopf gestellt ist, ohne dass das historisch erworbene, bergeschlechtlichte Selbstverständnis der Beteiligten zerstörerisch für das Selbst oder die Beziehung in Frage gestellt wird. Die AkteurInnen reproduzieren dabei nicht einfach ‚traditionelle‘ Beziehungen, sondern geben vorsichtig Neuem Raum. Und Susanne Völker hat mit ihren Untersuchungen und der Art und Weise ihres Umgangs mit ihren empirischen Ergebnissen den Beweis dafür erbracht, dass den AkteurInnen keineswegs ihre Würde genommen und das schöpferische Potenzial ihres Habitus weder verkannt noch gering bewertet wird, wenn es in der wissenschaftlichen Analyse in seinen Grenzen verortet und an diese gebunden wird.

3. Zu einer praxeologischen Forschungsstrategie gehört, das eigene Tun, also die wissenschaftliche Produktion von Wissen, selbst als soziale Praxis zu verstehen, die durch eine spezifische Logik von anderen Formen sozialer Praxis unterschieden ist. Methodologisch heißt das, die qualitativen Differenzen zwischen Erfahrungs- und wissenschaftlichem Wissen, zwischen praktischer und wissenschaftlicher Logik zu reflektieren, dem Unbewussten sowie den Verkennungseffekten der eigenen, wissenschaftlichen Praxis auf der Spur zu sein. Pierre Bourdieu hat insbesondere in seinem späten Werk „Meditationen“ die Besonderheit des – wie er es nennt – scholastischen Denkens zum Gegenstand gemacht. Diese besteht darin, in räumlicher und zeitlicher Distanz zum unmittelbaren Handeln Erkenntnisse zu gewinnen über die soziale Welt, über die Regeln und Normen, die ihre beständige Existenz sichern – frei von den Zwängen bzw. vom Druck, in einer konkreten Situation ohne großes Nachdenken die strategisch richtigen, Erfolg versprechenden Wahrnehmungs- und Deutungsmuster einsetzen zu müssen. Diese Distanz, diese Muße, die das Privileg wissenschaftlicher

Wissensproduktion ist, begründet die Spielregeln des Wissenschaftsfeldes und die Formen der Anerkennung, um die in diesem Feld gekämpft wird – es geht um eine Objektivierung von Erkenntnissen über die soziale Welt in möglichst präzisen, eindeutigen Begriffen und Klassifikationen und darum, die jeweils eigenen theoretischen Konstrukte in der Konkurrenz mit anderen gut zu platzieren und ihnen eine möglichst lang anhaltende Anerkennung im wissenschaftlichen Diskurs zu sichern. Dieses Privileg, wie es bei Bourdieu heißt, als „Ethnologe, Soziologe, Historiker“ einerseits in der Position eines Agierenden zu sein, der z.B. die Situation und die Verhaltensweisen bei der Anbahnung einer Heirat beobachtet und analysiert und sich zugleich nicht in der „Position eines Vaters oder einer Mutter“ zu befinden, „die ihren Sohn oder ihre Tochter verheiraten wollen und zwar möglichst gut“ (Bourdieu 2001: 70), dieses Privileg führt zu Erkenntnissen über die Regeln dieses Geschehens, die über dieses hinausweisen und es in einen größeren, räumlichen und zeitlichen Zusammenhang stellen, also zu Erkenntnissen, die den in die unmittelbare Situation verstrickten Agierenden nicht möglich sind. Den in dieser privilegierten sozialen Praxis produzierten Konstrukten und Begriffen wohnt allerdings die Tendenz inne, die beobachteten, im Einzelnen eher diffusen, inkonsistenten, zufälligen alltäglichen Situationen zu vereinheitlichen und zu vereindeutigen. Und dies macht, wie Susanne Völker anmerkt, auch das „Suchen nach der *Reproduktion* des Sozialen, der Integrations- und Herrschaftsmechanismen“ (Völker 2010: 62) zu einer bevorzugten Perspektive in den Sozialwissenschaften macht. Das kann im übrigen auch auf praxeologische Forschungsstrategien zu treffen. Bourdieu selbst ist das beste Beispiel dafür, er war ein Meister im Aufdecken von sozialen Formen und Handlungsmodi, die - z.T. über verschiedene Gesellschaftsformen hinweg – eine beständige und stabile Reproduktion von Ungleichheits- und Herrschaftsverhältnissen sichern. Im Verhältnis dazu hat er zu den verändernden Potenzen des Habitus wenig empirisch geforscht. Bourdieu hat dabei aber auf eine Dimension von Herrschaftssicherung hingewiesen, die in der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion liegen kann. Gemeint ist die *doxa*, das Unbewusste, also das kollektiv wie individuell Vergessene, das auch in der sozialen Praxis wissenschaftlicher Wissensproduktion hervorgebracht wird und spezifische Verkennungseffekte erzeugt. So können eben auch Begriffe oder theoretische Konstrukte, selbstverständlich, unreflektiert verwendet, also zum Gewohnheitssinn in der wissenschaftlichen Wissensproduktion werden. Sie können den beobachtenden und analytischen Blick auf Gewohntes, Erwartetes lenken, die Wahrnehmung von Neuem be- oder verhindern, Veränderungen vorschnell in den Analyse- und Interpretationsrahmen zwängen,

den die bewährten Begriffe und Klassifikationen vorgeben. Aktuell zeigt sich das in vielen soziologischen Projekten in der Weise, dass die – eingangs skizzierten – Prekarisierungen mit Begriffen und Konzepten gefasst werden, die den Institutionalisierungen und Regulationsformen der fordistischen Moderne angemessen sind (wie etwa Erwerbsarbeit als zentraler Vergesellschaftungs- und Integrationsmodus, Trennung von Arbeit und Freizeit, von öffentlich und privat, ‚traditionale‘ Geschlechterarrangements). Methodologisch folgt daraus für eine praxeologische Forschungsstrategie, ihre Erkenntnismittel, wie Bourdieu formuliert hat, beständig zum Erkenntnisgegenstand zu machen (Bourdieu 1997a: 153). D.h. zum einen, sie offen, beweglich zu halten für Veränderungen, die im praktischen Handeln von AkteurInnen und nur dort vor sich gehen, also stets zu reflektieren, dass im praktischen Sinn das Movens sozialen Wandels liegt und deshalb seine wissenschaftliche Analyse Grundlage für soziologische Aussagen, Begriffe und Konstrukte sind. Zum anderen meint das, zu berücksichtigen, dass Soziologie mit ihren Konstrukten und Begriffen selbst an der Produktion von sozialen Realitäten beteiligt ist. Ihre Erkenntnisse, auch wenn sie in aller Regel für das praktische Agieren in den verschiedenen Feldern jenseits des Wissenschaftsfeldes für die AkteurInnen keine direkte Relevanz haben, sind dennoch beteiligt am kollektiven Prozess des Klassifizierens, Benennens und Ordnen der sozialen Welt. Sie haben – oftmals indem sie über die Medien oder in Politikerreden in populärer Form verbreitet werden, einen Anteil daran, was kollektiv (und individuell) wahrgenommen oder auch der Wahrnehmung und damit letztlich der sozialen Anerkennung entzogen wird. Wenn, um ein Beispiel zu geben, diejenigen, die entsprechend der Logik kapitalistischer Ökonomie dauerhaft aus der Erwerbssphäre verdrängt werden, von Soziologen als ‚Überflüssige‘ klassifiziert und mit Zuschreibungen bedacht werden: wie resigniert, in „einer Atmosphäre abgestumpfter Gleichgültigkeit“ (Bude 2008: 10) in heruntergekommenen Stadtvierteln lebend, potenziell gewaltbereit bzw. anspruchslos abhängig von Sozialleistungen etc. – dann ist daran nicht nur zu kritisieren, dass solche Folgerungen eher aus makrosoziologischen Betrachtungen extrapoliert sind, als sich auf empirische Untersuchungen darüber gründen, wie diese ‚überflüssig‘ Gemachten praktisch mit dieser Situation umgehen. Mit solchen Klassifizierungen trägt ‚scholastisches Denken‘ auch dazu bei, Stigmatisierungen zu legitimieren, die im Alltagshandeln im Schwange sind zur sozialen Abgrenzung und zur Bewältigung eigener sozialer Ängste. Mit solchen Klassifizierungen erzeugt Wissenschaft – wie Bourdieu gezeigt hat – mittels ihrer symbolischen Gewalt, die aus dem hohen Rang resultiert, der wissenschaftlichen Erkenntnissen in unserer säkularen Gesellschaft zugemessen

wird, Herrschaftseffekte und trägt zur Reproduktion von Herrschafts- und Ungleichheitsverhältnissen bei.

4. Praktisches Handeln und wissenschaftliche Wissensproduktion als unterschiedliche Praxisformen zu verstehen, impliziert für eine praxeologische Forschungsstrategie methodologisch auch, zu reflektieren, was unter dem Bruch mit dem Erfahrungswissen zu verstehen ist, der, wie Bourdieu formuliert, im ‚scholastischen Denken‘ vollzogen werden muss. „Die Besonderheit des Soziologen“, so Bourdieu, (...), liegt in seiner Aufgabe, die Tatsachen der sozialen Welt auszusprechen und sie, soweit möglich, auszusprechen, wie sie sind“ (Bourdieu 2001: 12). Das aber meint nicht, soziologisch die soziale Welt zu beschreiben, wie sie sich als selbstverständlich, unmittelbar aufdrängt, sondern gerade die sozialen Regularien aufzudecken und zu benennen, die bewirken, dass die soziale Welt, so wie sie ist, als gegeben, geordnet, sinnvoll, selbstverständlich und unveränderbar erscheint. Methodologisch ist daher in einer praxeologischen Forschungsstrategie eine Doppelbewegung notwendig: zum einen sind die AkteurInnen mit ihrem praktischen Sinn und ihrer kreativen Kapazität, soziale Veränderungen zu bewirken, ernst zu nehmen, d.h. anzuerkennen, dass nur sie die Macht haben, praktisch etwas zu bewirken, Bestehendes zu reproduzieren und zu modifizieren. Zum anderen muss Soziologie „an der Wiederkehr des Verdrängten“ (ebd.) arbeiten, d.h. Zusammenhänge, geschichtliche Prozesse des kollektiven und individuellen Vergessens der Genese des Sozialen aufdecken. Das aber bedeutet, die Selbstverständlichkeit der Ordnung der sozialen Welt zu stören und kann zur Folge haben, dass wissenschaftliche Erkenntnisse auf Ablehnung bei den betroffenen, z.B. interviewten, AkteurInnen stoßen, weil sie ihren habitualisierten Visions- und Divisionsprinzipien widersprechen und dementsprechende leidenschaftlich-körperliche Abwehrreaktionen hervorrufen. ‚Methodologischer Egalitarismus‘ der Wissensformen impliziert deshalb notwendig auf einer forschungspraktischen, methodischen Ebene Asymmetrien und Machtverhältnisse zwischen den InhaberInnen verschiedener Wissensformen anzuerkennen. Daraus allerdings zu schließen, wie Bourdieu das getan hat, dass es in erster Linie AkteurInnen mit entsprechendem kulturellen und symbolischen Kapital, also insbesondere Intellektuelle, Wissenschaftler, Künstler oder auch Politiker sind, die auf Grund der ihnen zugänglichen Wissensformen in der Lage sind, Neues in eine Welt zu bringen, deren Strukturen „selbst schon in einen Zustand der Fragwürdigkeit und Krisenhaftigkeit übergegangen sind“ (Bourdieu 2001: 304), eine solche Schlussfolgerung halte ich für eine praxeologische Forschungsstrategie für unzureichend bzw. gar nicht für das Primäre.

Vielmehr gilt es, der ‚Logik in actu‘, deren Verständnis die Stärke der Praxeologie ausmacht, forschungspraktisch angemessen Rechnung zu tragen – und das heißt auch, anzuerkennen, dass die Art und Weise, wie AkteurInnen im praktischen Tun Altes, Gewohntes mit Ungewohntem verknüpfen und so Veränderungen anstoßen, wissenschaftlich gar nicht unbedingt kontrollierbar ist. Was sich im Augenblick des Geschehens ereignet, ist in seinen möglichen Wirkungen in wissenschaftlichen Konstruktionen nicht vorweg zu nehmen und kann auch nicht aus allgemeinen Zeitdiagnosen gefolgert werden. Das hat– und damit möchte ich zum Schluss kommen – Folgerungen für eine praxeologische Soziologie. Sie muss – entgegen den im Wissenschaftsfeld geltenden Spielregeln, möglichst eindeutige Begriffe zu konstruieren und Gewissheiten zu formulieren – damit klar kommen, dass sie praktisches Agieren immer nur in konkreten Situationen untersuchen kann, in denen die AkteurInnen unter Umständen kreative, aber flüchtige Modifizierungen ihres Gewohnheitssinns produzieren, bzw. dass das, was für eine Situation gilt, für eine andere nicht unbedingt gelten muss. D.h., eine praxeologische Forschungsstrategie muss damit umgehen, dass ihre empirischen Ergebnisse eher vorläufigen, kontextgebundenen Charakters sind und ihre Schlussfolgerungen nicht voreilig vereindeutigend und damit den Wahrnehmungsrahmen schließend ausfallen dürfen. Mit diesen Besonderheiten ist sie im Wissenschaftsfeld, in dem vor allem ‚harte‘ Fakten Anerkennung finden, in einem gewissen Nachteil. Ihr Vorteil ist, dass sie mit ihrem theoretischen Konzept, das die Logik der Praxis ernst nimmt, das praktische Handeln als positioniertes Agieren zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Geschichte von sozialen Feldern und eingebettet in mehrdimensionierte Herrschaftsverhältnisse versteht, aufzeigen kann, wo und wie durch die AkteurInnen ‚Neues in die Welt‘ kommt. Ihre kreative Kapazität liegt darin, im Benennen dieses Neuen bisherige Begriffe und Klassifizierungen aufzubrechen, um- und neu zu deuten und damit etwas zu produzieren, an das genuin politisches Handeln ansetzen kann, um diesem Neuen soziale Anerkennung und institutionalisierte Stabilität zu verschaffen.

Praxeologie ist, um es abschließend noch einmal deutlich zu sagen, indem sie die AkteurInnen und ihre praktischen Stellungnahmen ‚zur Welt‘ ins Zentrum stellt, keineswegs ein individualistischer Ansatz: weder beschränkt sie sich auf eine Interaktionsanalyse, noch bleibt sie im Klein-Klein eines Einzelfalles stecken. Sie rekonstruiert Einzelfälle als Fälle des sozial Möglichen und entfaltet somit ihre Rekonstruktion vor dem Hintergrund einer komplexen Konzeptualisierung des sozialen Raums und seiner Felder. In diesem Sinne enthält sie sich keineswegs gesellschaftstheoretischer Perspektiven, wie Brigitte Aulenbacher meint (vgl. Aulenbacher 2010). Allerdings entwickelt Praxeologie gesellschaftstheoretische

Dimensionen ohne dem unter SoziologInnen verbreiteten Hang zu theoretischen Systematisierungen zu verfallen, in denen Gesellschaft als ein Ganzes von Strukturen und die Relationen zwischen ihnen einem kohärenten Kategoriengefüge fest gezurrt wird.

Literatur

- Andresen, Sünne/ Dölling, Irene/ Kimmerle, Christoph (2003): *Verwaltungsmodernisierung als soziale Praxis. Geschlechter-Wissen und Organisationsverständnis von Reformakteuren*. Opladen: Leske+Budrich
- Aulenbacher, Brigitte (2010): *What's New? Der Wandel der Arbeitsgesellschaft geschlechter- und arbeitssoziologisch begriffen*. In: Frey, Michael/ Heilmann, Andreas/ Lohr, Karin/ Manske, Alexandra/ Völker, Susanne (Hrg.): *Perspektiven auf Arbeit und Geschlecht. Transformationen, Reflexionen, Interventionen*. München und Mering, S. 75-102
- Bourdieu, Pierre (1979): *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (1985): *Der Kampf um die symbolische Ordnung. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Axel Honneth, Hermann Kocyba und Bernd Schwibs*. In: *Ästhetik und Kommunikation*, 16. Jg. (1985), Nr. 61/61, S. 142-164
- Bourdieu, Pierre und Loic Wacquant (1996): *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (1997a): *Die männliche Herrschaft*. In: Dölling, Irene/ Kraus, Beate (Hrg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (1997b): *Eine sanfte Gewalt: Pierre Bourdieu im Gespräch mit Irene Dölling und Margareta Steinrücke*. In: Dölling, Irene/ Kraus, Beate (Hrg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (2000): *Die zwei Gesichter der Arbeit. Interdependenzen von Zeit- und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft*. Konstanz: Universitätsverlag
- Bourdieu, Pierre (2001): *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (2005): *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Bude, Heinz (2008): *Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft*. München

- Castel, Robert (2000): Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit. Konstanz: Universitätsverlag
- Celikates, Robin (2009): Kritik als soziale Praxis. Gesellschaftliche Selbstverständigung und kritische Theorie. (Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie Bd. 13). Frankfurt/Main, New York: Campus Verlag 2009
- Dölling, Irene (2005): ‚Geschlechter-Wissen‘ - ein nützlicher Begriff für die ‚verstehende‘ Analyse von Vergeschlechtlichungsprozessen? In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien, Jg. 23 (H. 1+2/2005), S. 44-62
- Dölling, Irene/ Kraiss, Beate (2007): Pierre Bourdieus Soziologie der Praxis: Ein Werkzeugkasten für die Frauen- und Geschlechterforschung. In: Bock, Ulla/ Dölling, Irene/ Kraiss, Beate (Hrg.): Prekäre Transformationen. Pierre Bourdieus Soziologie der Praxis und ihre Herausforderungen für die Frauen- und Geschlechterforschung. Querelles. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung 2007 (Bd. 12) Göttingen, S. 12-38
- Frey, Michael/ Heilmann, Andreas/ Lohr, Karin/ Manske, Alexandra/ Völker, Susanne (2010) (Hrg.): Perspektiven auf Arbeit und Geschlecht. Transformationen, Reflexionen, Interventionen. München und Mering
- Hochschild, Arlie Russell (2002): Keine Zeit. Work-Life-Balance. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet. Opladen
- Lohr, Karin/ Nickel, Hildegard-Maria (2005): Subjektivierung von Arbeit – Riskante Chancen. In: Lohr, Karin/ Nickel, Hildegard-Maria (Hg) (2005): Subjektivierung von Arbeit. Riskante Chancen. Münster, S. 207-239
- Lohr, Karin/ Nickel, Hildegard-Maria (Hg) (2005): Subjektivierung von Arbeit. Riskante Chancen. Münster
- Ludwig, Gundula (2008): Regieren und Geschlecht. Feministische Überlegungen zur neoliberalen Transformation des Staates im Anschluss an Foucaults Gouvernementalitätsstudien. In: Bidwell-Steiner, Marlen/ Wagner, Ursula (Hg.): Freiheit und Geschlecht. Offene Beziehungen, prekäre Verhältnisse. Innsbruck, Wien, Bozen, S. 33-48
- Völker, Susanne (2006): Praktiken der Instabilität. Eine empirische Untersuchung zu Prekarisierungsprozessen. In: Brigitte Aulenbacher/ Mechthild Bereswill/ Martina Löw/ Michael Meuser/ Gabriele Mordt/ Reinhild Schäfer/ Sylka Scholz (Hg.), FrauenMännerGeschlechterforschung, State of the Art, Forum Frauen- und Geschlechterforschung Band 19, Münster, S. 140-154

- Völker, Susanne (2007): Prekäre Transformationen – herausgeforderte Lebensführungen. In: Ulla Bock/ Irene Dölling/ Beate Kraus (Hg.), Prekäre Transformationen: Pierre Bourdieus Soziologie der Praxis und ihre Herausforderungen für die Frauen- und Geschlechterforschung. Querelles-Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung. Göttingen, S. 176-194
- Völker, Susanne (2008): Entsicherte Verhältnisse – (Un)Möglichkeiten fürsorglicher Praxis. In: Berliner Journal für Soziologie 18 (2), S. 282-306
- Völker, Susanne (2010): Gesellschaftliche Entsicherungen: Praxeologische Perspektiven auf soziale Unbestimmtheiten. (Kumulative Habilitationsschrift mit Forschungsüberblick, unveröff.)
- Wetterer, Angelika (2009): Gleichstellungspolitik im Spannungsfeld unterschiedlicher Spielarten von Geschlechterwissen. In: Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft. Jg. 1 (H. 2/2009), S. 45-60